Verband lesbischer Psychologinnen und schwuler Psychologen in Deutschland e.V.
in der Association of Lesbian and Gay Psychologists - Europe

Materialien

Heft 7

Manfred Edinger

Homophobie bei schwulen Klienten in der Schwulenberatung

Vortrag auf dem Symposium "Homosexualität, Aids und Menschenrechte"
am 3.12.1993 in Bonn

Materialien ist eine Schriftenreihe des VLSP e.V., die in unregelmäßiger Form erscheint. Bei den Materialien handelt es sich um Diskussionspapiere zum internen Gebrauch. Das Urheberrecht der Texte liegt bei den AutorInnen und/oder beim VLSP. Bestellungen an: VLSP Postfach 221330 D-80503 München

Homophobie bei schwulen Klienten in der Schwulenberatung

Vortrag von Manfred Edinger, gehalten am 3.12.1993 beim Symposium "Homosexualität, Aids und Menschenrechte" in Bonn

Ich möchte vorausschicken, daß sich mein Vortrag auf eine Beratungssituation bezieht, in der nicht nur der Klient sondern auch der Berater schwul ist. Dies ist vielleicht für das Verständnis einiger Passagen wichtig.

Homophobie ist ein Begriff, der sich aus Amerika kommend auch bei uns für die ablehnende Haltung gegenüber Homosexualität eingebürgert hat. Er wurde Anfang der siebziger Jahre von Weinberg und Williams in die breitere Diskussion gebracht. Allerdings ist er irreführend, da Phobie als psychologisches Konzept das bewußte Erleben von Angst in den Vordergrund stellt. Die meisten als homophob bezeichneten Menschen erleben aber aus einem diffusen Gefühl der Bedrohtheit heraus Ablehnung und Aggression gegenüber Homosexualität, wie etwa antihomosexuelle Gewalttäter (vgl. Edinger 1992). Insofern handelt es sich im psychologischen Sinn eher um eine paranoide Erlebensweise. Trotzdem verwende ich den Begriff homophob in Ermangelung eines ähnlich gut eingeführten, der den Sachverhalt exakter beschreiben würde. Auch die von mir als homophob bezeichneten homosexuellen Klienten erleben Schwulen gegenüber keine Angst, sondern legen eine ablehnende Haltung an den Tag, die bis hin zu intensiven Wut- und Haßgefühlen gehen kann. Die bestehenden homosexuellen Äußerungsformen werden als schlecht bzw. als gegen die eigene Person gerichtet erlebt.

Schwule Männer mit homophoben Zügen, die sich an eine schwule Beratungsstelle wenden, haben weniger ein Anliegen als vielmehr eine Klage vorzubringen: "Die schwule Szene ist so oberflächlich, ich kann damit nichts anfangen." Oder: "Warum wollen die Schwulen immer nur das eine?" Oder: "Warum müssen sich Schwule immer so affektiert benehmen?" Oder: "Ich bin ganz normal und ich möchte eine normale Beziehung zu einem Mann, der auch ganz normal ist, aber das kriege ich in der schwulen Szene einfach nicht. Wo muß ich denn hingehen, um so jemand kennenzulernen?" "Die" Schwulen werden als tuntig, treulos, oberflächlich falsch und sexbesessen erlebt: "Warum sollte ich mich in so jemand verlieben, sobald einer mit einem größeren Schwanz kommt, rennt er ja doch hinter dem her" sagte mir einmal ein Klient.

Charakteristisch ist ein unversöhnlicher Bruch zwischen den eigenen Wünschen, die als normal erlebt werden, und der schwulen Außenwelt, die als unfähig erlebt wird, diese – doch wohl legitimen – Wünsche zu erfüllen. Diese Einstellung findet sich sowohl bei Männern, die über wenig homosexuelle Erfahrung verfügen, als auch bei solchen, die regelmäßig Einrichtungen der schwulen Szene aufsuchen und sexuelle Erfahrungen haben. Allerdings werden die Kontakte mit der Szene meist als "notgedrungen" erlebt, ebenso wie die anonymen sexuellen Erlebnisse, die weniger Schuldgefühle verursachen als Unzufriedenheit. Alle Kontakte zu anderen schwulen Männern bringen nur immer wieder die Bestätigung, daß die (anderen) Schwulen tuntig sind, immer nur Sex wollen usw.

Der Klient erlebt also sein Problem nicht bei sich selbst, als Konflikt zwischen seinen Wünschen und Möglichkeiten. Aber auch die ablehnende Haltung der Umwelt, der Gesellschaft gegenüber Homosexualität wird nicht als problematisch erlebt. In der Regel weiß die Umwelt

solcher Menschen nicht von ihrer Homosexualität. Sie verheimlichen sie aber nicht etwa, weil sie Angst haben, daß ihre Homosexualität abgelehnt würde, sondern weil sie fürchten, so wahrgenommen zu werden, wie sie selbst die anderen Schwulen wahrnehmen. Im Erleben homophober Klienten sind diese anderen Schwulen auch daran schuld, daß sie selbst sich niemandem mitteilen können und sich einsam fühlen.

Die Einsamkeit ist es denn auch oft, die solche Männer trotz ihrer Ablehnung alles Schwulen in die schwule Beratung führt. Aber sie wird vom Berater meist nur indirekt erschlossen, sichtbar und spürbar ist für ihn meist nur Ablehnung und Wut auf alles, was als schwul erkennbar ist.

Dem Berater ergeht es in der Beratungssituation ähnlich wie dem Ratsuchenden mit den Schwulen: Er hat das Gefühl, daß dieser "falsch" empfindet und handelt und er fühlt sich als schwuler Mann durch dessen Pauschalurteile angegriffen und abgewertet. Typisch für eine solche Beratungssituation ist eine Spannung zwischen Berater und Klient, die ihren Ausdruck in argumentativen Kämpfen über richtige und falsche Wahrnehmung findet. Der Berater ist versucht, mit Beispielen zu beweisen, daß die Schwulen nicht so sind, wie der Klient sie sieht, oder zumindest nicht alle, worauf der Klient mit Gegenbeispielen antwortet. In einer zweiten Runde geht es dann häufig darum, ob der Klient die von ihm angeführten Beweise richtig einschätzt. Der Berater argumentiert dann z.B. mit entschuldigenden Begründungen und Theorien über promiskes Verhalten und Tuntigkeit oder er versucht sie als positive Werte zu verteidigen, worauf der Klient mit noch schlimmeren Abwertungen antwortet. Um es auf die Spitze zu treiben, hat der Berater dann noch die Möglichkeit, den Verweis auf die Rollenverteilung ins Feld zu führen: Die Tatsache, daß der Klient Beratung sucht, beweise ja wohl, daß die Probleme bei ihm selbst liegen (was gleichbedeutend damit ist, daß er im Unrecht ist). Zumindest denen, die in der Beratung arbeiten, brauche ich nicht zu sagen, daß sich der Berater "beschissen" fühlt wenn sich der Klient nach einem solchen Kampf im übertragenen oder wörtlichen Sinne türenschlagend verabschiedet. "Beschissen" im Sinne von schuldig, ein schlechter Berater zu sein, und im Sinne von betrogen um die Chance dem Klienten zu einem nächsten Schritt in dessen Entwicklung zu verhelfen.

Wie kommt es dazu, daß jemand seine homosexuellen Gefühle nur noch über die Abwertung anderer Homosexueller ausdrücken kann? Die Haltung solcher Menschen kann mit dem psychoanalytischen Konzept der Identifikation mit dem Aggressor beschrieben werden. es handelt sich dabei um einen Abwehrmechanismus, der es ermöglicht, die eigene Bedrohtheit nicht wahrnehmen zu müssen. Indem man sich mit den Normen dessen, der einem gefährlich werden kann identifiziert, verschwindet die eigene Schwäche und Angreifbarkeit aus dem Bewußtsein. In der Folge verschwindet auch die Eigenschaft, die die Aggression des Angreifers auf sich hätte ziehen können. Sie ist nur noch bei anderen, den Angegriffenen sichtbar. Man selbst erlebt sich damit auf der starken und guten Seite. Im Falle der Homosexualität kommt noch etwas hinzu: Wenn sie nicht einfach zum Verschwinden aus dem Bewußtsein gebracht werden kann, dann muß eine Neubewertung stattfinden. Es ist nun nicht mehr die Homosexualität an sich, die abgelehnt wird, sondern bestimmte Ausprägungen, die in der Regel den gesellschaftlichen Vorurteilen entsprechen. Tuntige, triebhafte promiske und beziehungsunfähige Schwule ziehen den Haß des mit dem Angreifer identifizierten Schwulen auf sich. In seinem Erleben sind sie es, die das öffentliche Bild von Homosexualität bestimmen und es ihm damit unmöglich machen, sich als homosexuell zu erkennen zu geben. Sie sind es auch, die mit ihrer

ubiquitären Präsenz verhindern, daß "normale" Schwule sich an einem schwulen Ort wohl fühlen und kennenlernen können.

Das Problematische an solchen Beratungssituationen liegt darin, daß in diesen Polemisierungen ein Teil der schwulen Realität beschrieben wird, die auch der Berater wahrnimmt. Aber durch die einseitige Wahrnehmung und Darstellung des Klienten fühlt sich der Berater in die komplementäre Rolle gezwungen und kann seine teilweise mit dem Klienten übereinstimmenden Sichtweisen oftmals nicht mehr empfinden oder zugeben. Er hat dadurch das Gefühl nicht authentisch zu sein, was die Spannung weiter erhöht.

Ebenfalls scheint mir für das Verständnis der Situation wichtig, daß der "Homosexuellenhaß der Homosexuellen", wie er von Dannecker und Reiche in der großen Studie von 1974 beschrieben wurde, durchaus bei allen Schwulen vorkommt (so dürfte sich der gegenwärtige schwule Männlichkeitskult auch aus dieser Quelle speisen). Das kommt daher, daß Annahme und Ablehnung der eigenen Homosexualität immer entlang der Grenzen der gesellschaftlichen und familiären Vorurteile gegenüber Homosexualität laufen. Auf der einen Seite dieser Grenze steht die totale Ablehnung bis hin zur Verdrängung homosexueller Gefühle, auf der anderen steht die Idealisierung der Homosexualität, die immer auch mit Ideologisierung einhergeht. Beide Standpunkte verhindern die Entwicklung einer tragfähigen schwulen Identität. Sie kann erst über die bewußte Auseinandersetzung mit der Ablehnung stattfinden. In dieser Auseinandersetzung wird klar, daß jeder schwule Mann diese Ablehnung verinnerlicht hat. Daher unterscheidet sich der Berater an diesem Punkt nicht qualitativ von seinem Klienten.

Homosexualität ist in unserer Kultur immer noch etwas Fremdes, und dieses Fremde in die eigene Person zu integrieren fällt nicht nur den sog. manifest Heterosexuellen sondern auch den manifest Homosexuellen und Bisexuellen schwer. Der Ethnopsychoanalytiker Paul Parin hat beschrieben, welche Probleme beim Gewahrwerden der eigenen Homosexualität auftreten können (vgl. Parin 1986, S.115 - 139). Er untersuchte Gemeinsamkeiten, die sich bei einem Vergleich von jüdischen und homosexuellen (jeweils männlichen) Analysanden ergeben hatten. "Alle, Juden wie Homosexuelle gaben mir zu verstehen, daß sie an einem angeborenen, nicht behebbaren «Defekt » litten" (ebd. S.124f), der ihr Selbstwertgefühl massiv beeinträchtigte.

Parin erklärt dieses Phänomen folgendermaßen: In der Adoleszenz, in der es darum geht, sich von der Familie zu lösen und sich der zunächst als fremd erlebten Außenwelt zuzuwenden, schwankt der Adoleszente normalerweise lange Zeit zwischen beiden hin und her. Er findet so zu seiner Erwachsenen-Identität, die beides, das Familiäre und das Außerfamiliäre, integriert. Er schreibt:

> "Bei Juden und Homosexuellen tritt regelmäßig eine besondere Störung der Adoleszenz ein. Beim Gewahrwerden der homosexuellen Neigung und erst recht während des coming out, das bei meinen Analysanden ausnahmslos in den Jahren der Adoleszenz stattfand, gibt es kein vorübergehendes Zurück in die Familie. So, wie die Fremden mit offener oder versteckter, aber fühlbarer Ablehnung und Aggression gegenüber der Eigenart des jungen Mannes reagieren, erwartet er jetzt auch in seiner eigenen Familie als der Ausgestoßene oder Auszustoßende behandelt zu werden. Die Befürchtung, die Erfahrungen «draußen» nun auch bei den Seinen zu erleben, ist so groß, daß sich eine Hemmung einstellt, als Homosexueller auch nur vorübergehend wieder Sohn sein zu dürfen.(...) Sobald man sich einmal versuchsweise von der Familie getrennt hat, scheint man sie gleichsam von Ferne, wie Fremdes wahrzunehmen. Von da an darf sich der Homosexuelle bis zum Eintritt in die Szene, die man als partielle Subkultur ansehen kann, nirgends mehr zugehörig fühlen" (ebd. S.128f).

Ähnlich ergeht es den Juden, deren außerfamiliäre Umwelt nicht-jüdisch ist. Wenn sie einmal draußen waren, sehen sie die Familie mit den Augen der bisher Fremden. Beide Gruppen erleben sich aufgrund ihres "Makels" als Fremde und können ihre Identität darum nicht durch spielerischen Wechsel zwischen "draußen" und "drinnen" entwickeln. Der "Makel", der es den von Parin beschriebenen Homosexuellen unmöglich macht, spielerisch Familiäres und Außerfamiliäres zu integrieren, betrifft ihre Identität. Identität entsteht über Identifikation und Abgrenzung. Parin schreibt: "Man braucht offenbar das Andere, Fremde, Nicht- Menschliche, um die eigene Identität abzugrenzen und zu festigen. (...) Durch die Abgrenzung wird ein Projektionsfeld geschaffen, das es gestattet, die eigene Identität stärker, richtiger, besser zu erleben" (ebd. S.139).

Abgrenzung ist jedoch der zweite Schritt, der erste ist Identifikation; er ist der entscheidende, der Homosexuellen nur sehr begrenzt möglich ist. Das Gefühl: ich bin so wie... scheint mir das ausschlaggebende zum Aufbau einer Identität zu sein. In bezug auf die sexuelle Orientierung stellt sich dieses Gefühl bei Homosexuellen oft lange nicht ein, oder es wird zum Alptraum. "Ich hatte das Gefühl, ich bin der einzige auf der Welt, der so ist, ich war sehr einsam", ist ein Satz, der häufig zu hören ist, wenn Männer davon erzählen, wie sie merkten, daß sie homosexuell sind. Bei einigen ist es so, daß sie schon wußten oder ahnten, was es mit Homosexualität auf sich hat, etwa weil die Eltern sie vor "solchen Männern" gewarnt hatten, weil sie im Zusammenhang mit Straftaten davon gehört hatten, oder weil es jemanden gab, von dem man "es" wußte. In diesem Fall ist das Identifizieren der eigenen Sexualität mit einem Schock verbunden. Aber auch diejenigen, die sich mit ihren sexuellen Regungen alleine fühlen, spüren das Tabu, das diese Regung berührt, und versuchen, sich nichts anmerken zu lassen. Trotzdem erleben sie sich auch innerhalb ihrer "peer-group" als "anders" und werden auch von dieser so erlebt, z.B. in der Kommunikation über Sexualität und im direkten Kontakt zu Mädchen.

Aus dem "so wie" wird ein "anders als". Die sexuelle Identität wird auf der bewußten Ebene zu einer gut abgegrenzten Leerstelle: Nicht so wie der Vater, aber auch nicht so wie die Mutter; anders als die Freunde und anders als die Helden in Filmen und Romanen. Ständig auf der Lauer nach etwas, womit die Leerstelle besetzt werden kann, ist der Homosexuelle sensibilisiert für sexuelle Zeichen in der Umgebung. Und da wird deutlich, wie sich heterosexuelle Identität aufbaut und erhält: Die Erotik zwischen Mann und Frau ist allgegenwärtig, im "wirklichen Leben" genauso wie in den Medien, selbst der einsame Held aus der Zigarettenreklame ist nicht anders als heterosexuell denkbar, eben weil sexuelle Orientierung und Geschlechtsrolle in unserem Bewußtsein nicht zu trennen sind.

Das Bild, das in unserer Gesellschaft von Homosexualität immer noch gezeichnet wird, entspricht dem, was auf sie projiziert wird: Eine normativ heterosexuelle Gesellschaft mit einer starken Trennung der Geschlechtsrollen kann sich männliche Homosexuelle nicht anders als als Karikaturen von Frauen vorstellen, und so ist das Bild, das dem Homosexuellen von ihm selbst entgegenprangt, häufig das der Tunte. Aber auch triebhaftes Verhalten, sexueller Mißbrauch von Kindern und Beziehungsunfähigkeit müssen jeweils außerhalb der "Normalität" dingfest gemacht werden und werden so in das Bild von Homosexualität gemalt.

Da kein Mensch mit einer nur über Abgrenzung definierten Identität leben kann, wird ein Homosexueller auf der Suche nach dem "so wie" zwangsläufig mit dem vorurteilsbestimmten gesellschaftlichen Bild von Homosexualität konfrontiert und es mehr oder weniger in seine

Identität aufnehmen. Diesen Teilen haftet immer auch ihre Abwertung an, und sie macht den Homosexuellenhaß der Homosexuellen aus.

Vor diesem Hintergrund wird klar, warum viele Homosexuelle nicht nur nicht zu einer homosexuellen Identität finden sondern diese sogar fürchten. Der Wunsch, all das Abgewertete nicht zu sein, ist nur allzu verständlich. Den Klienten, um die es mir hier geht, war es nicht möglich, den inneren Konflikt, den "die Annahme der eigenen Homosexualität" (S. Becker 1987). zur Folge hat, zu lösen. Die Umstände, unter denen sie aufwuchsen, ermöglichten ihnen nicht den Sprung aus dem Familiären (= Vertrauten) in das Fremde, wie er von Parin beschrieben wurde. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als alle an der Homosexualität abgewerteten Anteile wie z.B. als weiblich definierte Gefühle, Triebhaftigkeit und nicht selten Sexualität als Ganzes zu verdrängen. Nur so konnten sie sich weiterhin als normal empfinden, und damit real oder in der ihrer Vorstellung ein Teil der Familie bleiben.

An dieser Stelle ist es wichtig, sich vorzustellen, wie sich ein Kind fühlen muß, das seine homosexuellen Gefühle entdeckt und in einer Familie lebt, die ihren Zusammenhalt hauptsächlich über Abgrenzung nach außen definiert, und in der Sexualität und Aggression tabuisiert sind. Weil in solchen Familien das Fremde ausgegrenzt werden muß, wird ein solches Kind große Angst davor haben, selbst als fremd ausgestoßen zu werden.

Wenn nun jemand die abgewerteten Anteile der Homosexualität in sich abspalten und verdrängen mußte, um auf der "guten" Seite bleiben zu können – was für ihn lebensnotwendig war – muß er sie außen, bei den anderen Schwulen wahrnehmen. In der Konsequenz heißt das immer auch: nicht ich bin schwul sondern er. Das Charakteristische an einer Verdrängung ist, daß sie Angst vor der Wiederkehr macht. Bei der Wiederkehr des Verdrängten entsteht erneut der Konflikt und das Gefühl, derentwegen die Verdrängung stattgefunden hat, also die Angst vor dem Ausgestoßenwerden. Bei jeder Berührung mit Homosexualität besteht die Gefahr, daß die Projektion zurückgenommen und die verdrängten Anteile bewußt werden könnten, v.a. dann, wenn sie – wie Sexualität, Triebhaftigkeit und als weiblich empfundene Gefühle – notwendige Voraussetzungen einer bewußt ersehnten Liebesbeziehung sind. Hinzu kommt oftmals noch das Gefühl der Scham, daß man es bisher nicht geschafft hat, die eigene Homosexualität in befriedigender Form zu leben.

Das gegenüber dem als schwul empfundenen Berater zuzugeben, fällt dem homophoben Klienten schwer. Was ihm den Weg in die schwule Beratungsstelle überhaupt finden läßt, ist die Tatsache, daß es sich dabei um eine Einrichtung mit Hetero-Qualitäten handelt: Beratung wird als asexuelle Situation phantasiert, Berater als Menschen, die zumindest teilweise über den Niederungen menschlicher und somit in unserem Fall schwuler Unzulänglichkeiten stehen. Dies sind die Voraussetzungen, die es unserem Klienten ermöglichen, eine in Ansätzen persönliche und intime Beziehung zu einem anderen schwulen Mann aufzunehmen. Aber wie wir eingangs gesehen haben, ist es ihm oft nicht möglich, das zu erbringen, was ein Berater von einem "ordentlichen" Klienten erwartet: Das Zugeben der persönlichen Probleme, als Basis der intimen Beratungsbeziehung.

Die eingangs beschriebene Beratungssituation ist die Inszenierung dessen, was der Klient in bezug auf seine Homosexualität grundsätzlich erlebt: Er fühlt sich nicht verstanden, ja er hat Angst, daß er beim Versuch, seine Gefühle zu zeigen, abgewertet und abgelehnt wird. Aber er kann diese Angst nicht zeigen und kaum spüren, er spürt nur die Ablehnung alles als schwul

Identifizierten. Oft wirkt ein solcher Klient arrogant und aggressiv. Er behandelt damit den Berater so, wie er selbst fürchtet behandelt zu werden, wenn er "richtig" schwul wäre. und versucht ihm so mitzuteilen, wie es ihm selbst geht: Was würde man ihm nicht alles vorwerfen, die Anschuldigungen gegen Homosexualität scheinen erdrückend. Mit dem Auftreten von Aids ist noch ein schwerwiegendes Indiz dazu gekommen, entsprechend spielt Aids meist eine gewichtige Rolle im Argumentsgebäude, das den Klienten vor dem Erleben lustvoller (Homo-) Sexualität schützen soll. Homophobe Klienten haben oft panische Angst vor dem, was passieren könnte, wenn sie sich auf Sexualität oder auf die schwule Szene einlassen: Sie haben Angst, dann so zu werden, wie sie selbst die Schwulen wahrnehmen. Und sie fürchten, eine Lawine lozutreten, der sie nicht gewachsen sind und die in ihrer Vorstellung immer zu einem Verlust aller Sicherheiten führt, den sie letztlich nicht überleben würden.

Diese Ängste haben ihre Wurzeln im Konflikt, der zu jener Zeit mit der Umwelt drohte, als die eigene Homosexualität Gewißheit wurde. Weil der Konflikt damals nicht lösbar war, zog er eine Spaltung in die eigene, gute und die schlechte bei sich verdrängte und auf andere projizierte Homosexualität nach sich. Aufgrund dieser Spaltung können homophobe Klienten ihre Ängste nicht bewußt erleben, obwohl der Berater sie meist sicher aus den Indizien erschließt. Beim Klienten ist an die Stelle des Erlebens der eigenen Angst die Wut über die anderen, schlechten Homosexuellen getreten. So erntet z.B. der Berater immer dann, wenn er den Klienten auf dessen Angst vor einem Coming out ansprechen möchte, eine Tirade über "die" Schwulen, die das öffentliche Bild von Homosexualität negativ beeinflussen. Hinter den Argumenten steckt die Wut, das ist deutlich zu spüren, beim Klienten die Wut gegen die anderen Schwulen, und beim Berater schon bald die Wut gegen den Klienten. Was beide nicht mehr spüren können, ist ihre Angst vor dem Verlassen- bzw. Verstoßenwerden. Denn auch der Berater hat Angst, daß ihn der Klient als unfähig erlebt und die Beratung abbricht. Er merkt dies aber auch meist erst hinterher, wenn er das Gefühl hat, versagt zu haben.

Wenn es dem Berater gelingt, die Szene (im Sinne von Alfred Lorenzer 1970) in der Beratung als Demonstration des ursprünglichen Konfliktes des Klienten im Umgang mit seiner Homosexualität zu sehen, dann ist viel gewonnen. Er hat dann die Möglichkeit, die Angriffe auf "die" Schwulen nicht auf sich beziehen zu müssen. Dadurch kann er aus der Argumentationsspirale aussteigen, die Lage des Klienten verstehen und diesem in einer Form, die er annehmen kann, etwas ihm Neues über seine Lage mitteilen. Nichts anderes ist der Sinn von Beratung.

Literatur:

Becker, Sophinette (1987): Die Annahme der eigenen Homosexualität. In: Jäger, Hans (Hg.): *AIDS. Psychosoziale Betreuung von AIDS- und AIDS-Vorfeldpatienten.* Stuttgart, New York

Dannecker, Martin/Reiche, Reimut (1974): *Der gewöhnliche Homosexuelle.* Frankfurt a.M.

Edinger, Manfred (1992): *Schwule Klatschen. Antihomosexuelle Gewalt aus der Sicht von Tätern, Opfern und Institutionen.* Erhältlich bei Regenbogen Bayern, Adlzreiterstr. 23, 80337 München

Lorenzer, Alfred (1970): *Sprachzerstörung und Rekonstruktion.* Frankfurt a.M.

Parin, Paul: (1986): Homosexuelle und Juden als Fremde. In: Parin, P./ Parin-Matthey, G.: *Subjekt im Widerspruch*, Frankfurt a.M.